

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 261. Bromberg, den 12. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.
Von Barbra Ring.

7. Fortsetznug. (Nachdruck verboten.)

„Oh", sagte Petra. Eine kleine warme Hand kam und griff nach seiner. „Aber das eine Gute hat es wenigstens: Sie brauchen nicht davon wegzureisen", sagte sie und lächelte dabei. „Ist das nicht zu komisch, daß gerade das, was man am allerliebsten auf der Welt hat, einen zum Weinen bringen muß. Ein Glück nur, daß man gleich immer wieder vergißt, all das Traurige."

Wilhelm Weyer antwortete nicht. Er saß ganz still und sah auf die kleine, kräftige braune Hand herab, die gleichsam beschützend auf seiner lag. Dann zog er seine schnell weg.

„Eine Reise mit der Bergensbahn, Kandidat Weyer. Können Sie widerstehen?" lockte eine schlanke Blonde mit einer Haarfülle, die für drei natürliche Frisuren gereicht hätte.

„Der Bergensbahn möglicherweise — aber Ihnen nicht. Trotz chronischer Finanzmisere."

Wilhelm Weyer sagte es mit einem Lächeln, aber Augen und Stimme waren gleichsam nicht bei der Sache.

Auch Petra nahm zwei Nummern.

„Ich kriege fünf Pfennige wieder heraus", sagte sie. „O, bitte tausendmal um Entschuldigung."

Es kam ironisch. Das Geld wurde langsam und feierlich in einzelnen Pfennigen herausgezahlt.

„Tjö, Weyer."

„Die wollte mich bemogeln", sagte Petra ganz ärgerlich. „Sie wurde ordentlich wütend, als ich sie ertappte."

Wilhelm Weyer lächelte.

„Auf Wohltätigkeitsbasaren nimmt man es damit nicht so genau", sagte er, „da heißt es, den Leuten so viel wie möglich aus der Nase ziehen."

„I was, mogeln ist mogeln, ob's nun fünf Pfennige oder fünf Mark sind, so was macht Säuglingen Ehre, finde ich."

„Sie leben wohl strikt nach den zehn Geboten?" lachte er.

„Ach ja, aber bloß so im gröbsten", antwortete Petra. „Das kann schließlich ein jeder. Aber das Feinere, das kann man unmöglich halten — ich wenigstens nicht. Ich finde, die Gebote sollten bloß sein, wie sie sind, dann könnten alle Menschen sie halten. Stehlen und töten und all so was, das kann man doch bleiben lassen. Aber nie böse zu sein auf andere und die rechte Backe hinzuhalten, wenn man eine Backpfeife auf die linke gekriegt hat, und Dinge, die man gern haben möchte, nicht zu begehren, — nee, das bring' ich nicht fertig", sagte Petra.

Wilhelm Weyer lachte, daß Augen und Zähne blitzten.

„Was ist denn dabei zu lachen? Ich meine es wirklich. Ich habe es auch zu Vater gesagt, und er war beinahe mit mir einig", sagte Petra ärgerlich.

Er sah nach der Uhr.

„Das bin ich ja eben auch", lachte er. „Ich habe bloß nie so darüber nachgedacht. Aber jetzt muß ich Sie leider verlassen. — Kellner!"

„Ich hab' noch 'ne Menge Geld, damit können wir doch bezahlen, nicht? Es ist doch einerlei, wozu ich's gebrauche. Und sie ist doch Ihre Tante", sagte Petra und zog ihr Portemonnaie.

„Sie meinen, wegen der finanziellen Misere?"

Petra nickte.

„Ja, meinen Sie etwa, ich wüßte nicht, wie das tut? Zu Haus haben wir beinahe nie Geld. Wenn Maren nicht aufpaßt wie 'n Schießhund, wenn Vater sein Gehalt kriegt, dann ist es futsch, eh' wir 'n roten Heller davon gesehen haben. Na ja, man kann aber auch ganz gut ohne Geld fertig werden", lacht sie sorglos. „Da."

„Sie sind ein drolliges — Sie sind lieb."

Er wurde rot, und als er das merkte, wurde er noch röter, es war ein ganz ungewohntes Gefühl. Wie viel hundertmal hatte er zu all den andern gesagt, daß sie „lieb" wären, und da war es ganz in der Ordnung. Aber hier hatte er plötzlich das Gefühl, daß es näher erklärt werden müßte.

„Ich meine, Sie sind so lieb. Und so ehrlich", sagte er. „Aber dieses lukullische Mahl kann ich doch selber bezahlen, trotzdem ich nicht besonders üppig mit Moneten versehen bin. Ja, nun muß ich laufen. Adieu, Dank für den Abend." Nach ein paar Schritten drehte er wieder um. „Wenn Sie noch anderthalb Stunden bleiben, kann ich Sie wieder abholen und an die Elektrische bringen."

„Danke. Nach Hause finde ich schon allein", sagte Petra.

„Und dann sollen Sie nicht etwa denken, daß nichts wie dummes Zeug und Flausen an mir ist, ja? Ich möchte so gern, daß Sie das nicht von mir dächten."

Petra sah vertrauend in seine schwarzen Augen und schüttelte seine Hand.

„Bewahre. Das ist doch ganz schnuppe, wie man ist, wenn man Freund geworden ist. Da überlegt man sich gar nicht weiter, wie der, den man leiden mag, ist. Und wir sind doch feine Freunde jetzt, nicht?"

„Ja, mächtig", sagte Wilhelm Weyer ernsthafter als gewöhnlich.

Petra zog weiter und nahm Lose. Sie sah einem alten stilvollen Menuett von vier Paaren in Kostümen zu. Entzückend war das. Petra klatschte wie besessen.

Als sie herauskam, hatte es angefangen zu pladdern. Die Laternen brannten und spiegelten sich zitternd in den Regenpfützen und dem nassen Trottoir. Aber die Läden waren schon dunkel und geschlossen.

Petra bog in den Karl-Johann ein, um durch den Schloßpark zu gehen. Die Elektrische zu nehmen, fiel ihr nicht ein. Das bißchen frische Luft, was man hier in der Stadt zu schnappen kriegen konnte, mußte man doch genießen. Und nach grünen Bäumen sehnte sie sich immer. Sie ging schnell in ihrem kurzen, engen blauen Straßenkleid.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein. Darf ich Ihnen meinen Regenschirm anbieten?"

Ein eleganter Herr tauchte neben ihr auf.

Petra sah ihn an, er hatte den weichen Schlapphut so tief über die Augen gezogen, daß sein Gesicht im Schatten lag.

„Danke vielmals, das ist nett von Ihnen — wegen dem Hut, meine ich“, erklärte Petra. „Wenn Sie denselben Weg haben, gern. Ich wohne am Parkweg.“

Es wäre ihm ein Vergnügen. Gnädiges Fräulein wären vielleicht fremd in der Stadt. Ob gnädiges Fräulein vielleicht seinen Arm nehmen möchte.

„O nein, so alt bin ich gottlob doch noch nicht. Ich kann allein gehen“, lachte Petra.

Sie erzählte, daß sie vom Basar käme und ging neben ihm her und plauderte lustig drauf los. Sie merkte nicht, daß er immer einsilbiger wurde, je weiter sie durch den Park kamen.

Es regnete immer heftiger. Er hielt den Regenschirm schräg über sie.

„Aber Sie werden ja selber ganz naß Es ist wirklich zu nett von Ihnen, daß Sie mich begleiten wollen, wo Sie mich doch gar nicht kennen“, sagte Petra dankbar.

Er antwortete kein Wort.

„Das hätten die Jungens auch getan — meine Brüder, mein' ich. Hermann brachte die blöde Anna einmal durchs halbe Dorf, weil sie bange war vorm Donner. Sie sind wohl auch nicht hier aus der Stadt?“

Er murmelte etwas Unverständliches in den Kragen hinein.

Als sie oben bei den Pförtnerhäusern waren, kamen rasche Schritte hinter ihnen.

„Guten Abend, Fräulein Felber“, sagte Studiosus Vortings helle Stimme hinter ihnen.

„Aber nein, sind Sie's?“

„Danke“, sagte der elegante Herr, „nun brauchen Sie mich nicht weiter.“

Erstaunt sah Petra sich um. Der Herr an ihrer Seite war weg. Sie sah ein Paar lange Beine unter einem Regenschirm eilig in einem der Parkwege verschwinden.

„Nee, so'n Kauz. Sagt einfach nicht adieu“, sagte Petra. „Schönen Dank für den Regenschirm“, rief sie ihm nach, so daß es hallte.

„Wer war denn das?“ fragte Herr Vorting.

„Weiß nicht“, sagte Petra ruhig, „ein netter Herr, der mir seinen Regenschirm anbot und mich begleiten wollte, trotzdem er mich nicht mal kannte. Hier sind doch wirklich zu nette Menschen“, sagte sie und lachte.

Per Vorting ging neben ihr und sah sie von der Seite an. Er machte ein etwas sonderbares Gesicht, als wüßte er nicht recht, wie er sich ausdrücken sollte.

„Ja, recht nett“, entschloß er sich endlich. „Aber, aber, nicht alle sind so. Darum sollten Sie abends lieber nicht allein ausgehen, Fräulein Felber. Versprechen Sie mir, daß Sie es nicht wieder tun, wenigstens nicht in der Stadt; ja? Und nicht durch den Schloßpark. Und lieber überhaupt nicht.“

„Nee, versprechen kann ich so was nicht“, lachte Petra. „Wenn ich nun mal ganz nötig aus muß? Dann könnte ich nicht, weil ich's versprochen habe. Und außerdem habe ich Ihnen ja gesagt, daß ich gewohnt bin, hinzugehen, wo ich Lust habe.“

„Ja, zu Haus, im Dorfe. Da kennt Sie doch jeder“, wandte Vorting ein.

„Das ändert nichts an der Sache. Sie haben ja selber gesehen, die Leute sind ebenso nett, wenn sie einen nicht kennen“, sagte Petra zuversichtlich. „Gucken Sie mal, die reizende Dame, Haben Sie sie gesehen? Die an der Ecke da stand, mit den dicken schwarzen Augenbrauen und so wunderschönem roten und weißen Teint. Vielleicht wußte sie den Weg nicht. Wollen wir nicht umkehren und ihr helfen?“

Per Vorting erwischte plötzlich, ohne recht zu wissen, wie es kam, eine kleine kalte, nasse Hand ohne Handschuhe. Petra ging neben ihm und sah mit eifrigem Gesicht und zwei strahlenden Augen zu ihm auf. Er sagte gar nichts.

„Denken Sie nur, wenn sie ganz fremd hier ist und den Weg nicht weiß“, behauptete Petra. Sie drehte um.

„Da, — jetzt hat sie einen Herrn gefragt“, beruhigte sie sich.

Über Per Vortings Gesicht zog ein Lächeln. Aber gleichzeitig flog ihm durch den Sinn ein kleines deutsches Gedicht, so was Ähnliches wie: — daß Gott dich erhalte, so schön so rein, so hold . . .

„Kommen Sie mit in den Garten rein“, sagte Petra eifrig und zog ihn mit sich. „Die Amtmännin hat gesagt, es schicke sich nicht, auf der Straße zu stehn und mit einem zu schwatzen.“

„Meinen Sie, daß sie dies für eine Verbesserung hält?“ Aber er ging doch ein paar Schritte mit hinein und ließ ihre Hand nicht los.

„Darf ich nicht, Fräulein Felber, bitte, erlauben Sie mir, ein bißchen auf Sie aufzupassen; ja?“ sagte er plötzlich mit junger, aufflammender Wärme in Augen und Stimme.

Zwei ehrlich klare Augen antworteten ihm.

„Ja, furchtbar gern. Sie sind doch mein bester Freund. Hab' ich's nicht gut? Jetzt hab' ich Sie und Kandidat Weyer, alle beide zu Freunden, und in einer Woche kommen meine beiden Jungs auch schon.“

Er ließ plötzlich ihre Hand los. In seinem Gesicht war etwas ausgepustet.

„Wenn Sie Wilhelm Weyer haben, brauchen Sie mich wohl nicht“, sagte er steif. „Er ist ja bei allen Damen Nummer eins.“

„Ich habe sie noch nicht numeriert“, sagte Petra. „Aber ich kenne Sie ja eigentlich am besten. Und mit Ihnen kann ich am besten von allem reden. Ich weiß beinah alles, wie es bei Ihnen zu Haus ist, aus Ihren Erzählungen. Und Sie kennen mein ganzes liebes Pfarrhaus in- und auswendig.“

„Ja“, antwortete Per Vorting besänftigt. „Das tu ich. Aber versprechen Sie mir, daß Sie mit mir immer von allem sprechen wollen, einerlei, ob's war Gutes oder was Böses ist. Besonders das Böse.“

„Böses hab' ich aber beinah nie“, sagte Petra aufrichtig, „bloß, daß ich mich gräßlich nach Haus sehne. Wenn ich dran denke.“

Sie blinkte mit den Augen.

„Versprechen Sie mir trotzdem, daß Sie mir alles erzählen wollen, ja? Nicht Wilhelm Weyer“, sagte er schnell und etwas verlegen.

„Sie sind ja mächtig drauf erpicht, traurige Sachen zu hören“, sagte Petra. Aber dann fügte sie ein bißchen ernsthafter hinzu: „Na, ich weiß schon, wie Sie's meinen. Über frohe Dinge kann man mit jedem reden, über traurige bloß mit einem, der einen gern hat.“ Das letzte Wort kam ein bißchen für sich.

„Ja“, sagte er. „Wir gehen also davon aus, daß ich einen gern habe. Und dann versprechen Sie mir also, abends nicht allein auszugehen.“

„Ja doch, Umstandspinsel“, lachte Petra.

„Und dann gehen wir übermorgen zusammen ins Konzert.“

„Ja, famos.“

„Selbst wenn jemand anders Sie auch einladen sollte?“

„Sie scheinen an recht unzuverlässige Kantonisten gewöhnt zu sein.“

„Nein, — bloß wenn man sich so ganz toll auf was freut, dann kommt allemal einer, der's einem vor der Nase wegschnappt.“

„Und ich freue mich so mächtig drauf, mit Ihnen zusammen Musik zu hören.“

„Es fällt sicherlich keinem ein, mich Ihnen wegzuschnappen“, sagte Petra. „Aber lassen Sie das Freuen doch lieber bleiben, wenn Sie solche dummen Gedanken haben. Himmel, Sie sind ja quatschnaß, Sie halten den Schirm ja bloß über mich. Sie sind doch der Allernetteste, den ich kenne.“

„Mutter würde Sie furchtbar gern mögen“, sagte er. Und dann wurde er rot. „Na, denn also — gute Nacht. Ist das Glück günstig, treffen wir uns vielleicht morgen früh.“

„Das Glück wird schon. Gute Nacht!“ winkte Petra und lief hinein.

Das Schloß der Haustür knarrte.

Er blieb draußen vor der Tür stehen, horchte, bis die Schritet drinnen verhallt waren und kein Laut mehr zu hören war, als das Plätschern des Regens in der Straße und das Trommeln auf dem Regenschirm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pose.

Skizze von M. Hegemann.

„Ach nein", sagte der Erste Offizier nachdenklich, während wir, träge auf die Reling gestützt, in das Getriebe des Hafens von Palermo blickten, „nein, die malerische Geste allein ist es nicht, durch die sich der Südländer bestechen läßt. Dahinter muß schon eine Entschlossenheit sein, die ihn begeistert; und seine Begeisterung wiederum ist nichts anderes als der geschickte Rückzug vor der Überlegenheit des Anderen."

Er sah mich dabei ein wenig belustigt von der Seite an und sagte nach einer Pause: „Vermutlich verstehen Sie mich nicht ganz; ich werde Ihnen ein kleines Erlebnis erzählen, das Ihnen die haarfeine Grenze zwischen Pose und Ernsthaftigkeit zeigen kann. Wenn Sie länger im Süden leben müssen, wird es für Sie nützlich sein, diese Grenze zu kennen.

Damals — es mag schon zwanzig Jahre her sein — war der schwarze Marco der übelste Bursche im Hafenviertel von Genua, und das will an einem solchen Ort schon etwas heißen. Dieser Desperado besaß eine solche verwegene Brutalität, daß ihn der Mob schrankenlos bewunderte. Die anständigen Seeleute gingen ihm meist aus dem Wege. Die es nicht taten, bedauerten später, im Lazarett, heftig ihre Unvorsichtigkeit. — Sie kennen doch die Dolche, wie sie die Finnen tragen? Ja, also dieser Bursche, der schwarze Marco, trug einen finnischen Dolch. Weiß der Himmel, wie er gerade an solch eine Waffe kam! Und wenn es wahr ist, daß man nur durch lange Übung so meisterhaft damit umzugehen lernt, muß die Reihe seiner Opfer sehr ausgedehnt gewesen sein.

Das Schiff, auf dem ich damals Zweiter Offizier war, lag einige Wochen im Hafen von Genua, einer Reparatur halber glaube ich, und wir — der Erste Offizier und ich — hatten Zeit genug, in sämtlichen Hafenspelunken das kennen zu lernen, was romantischen dummen Jungens in Deutschland als malerisches Hafenleben vorschwebt. Der Erste Offizier war ein schweigsamer Ire, kaltschnäuzig, und wie fast alle Iren, denen ich begegnet bin, voll heimlicher Melancholie. Was mich betraf — nun, ich zählte, wie gesagt, zwanzig Jahre weniger als er und hatte, frisch von der Kadettenschule gekommen, genau so wenig Erfahrung wie Sie eben jetzt . . ."

Mein Gegenüber löchelte gutmütig. „Wissen Sie", sagte er dann, nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte, „ich sagte vorhin, wir hätten Zeit genug gehabt, uns das Hafenleben Genuas anzusehen, aber soweit es sich um mich handelte, hatte ich nicht nur Zeit, sondern auch Lust dazu, und wenn ich es recht überlege, war das auch der einzige Grund, weshalb wir in die Spelunke gerieten, in die kurze Zeit darauf der schwarze Marco mit seinem fragwürdigen Anhang eintrat.

Sein Eintritt war nicht zu übersehen. Weiß der Kuckuck, wo dieser Pöbel seine lärmende Selbstgefälligkeit hernimmt, wenn er sich Herr der Lage fühlt! Jedenfalls mißfiel mir die Art höchlichst, wie der schwarze Marco mit einem Faustschlag ein Mädchen vom Stuhl schleuderte und sich dann mit der größten Selbstverständlichkeit auf diesen Platz niedersetzte. Und da ich ein wenig betrunken war, stand ich auf und zog das Mädchen, das noch hysterisch kreischend am Boden kauerte, an unseren Tisch und schenkte ihm ein Glas Wein ein. Sehr nett von mir, wie? Das fand ich im ersten Augenblick auch, aber das plötzliche Stillschweigen, das meiner Tat folgte, beunruhigte mich doch etwas. Denn allzu deutlich merkte ich, daß dieses Schweigen weniger der schrankenlosen Bewunderung meiner „malerischen Geste" entsprang als einer Feindseligkeit, die für uns das Schlimmste befürchten ließ.

Es war geradezu unheimlich. Die unbeteiligten Gäste zogen sich in einem Halbkreis zurück. Das Mädchen an unserem Tisch folgte ihnen. Hinter dem schwarzen Marco standen seine Freunde, uns finstere Blicke zuwerfend, bereit, sich auf uns zu stürzen. Langsam, schweigend, zog der Desperado seinen Dolch aus dem Gürtel. Dabei stierte er mich durchbohrend an und zerschnitt, offenbar um mir einen kleinen Vorgeschmack von der Geschicklichkeit zu geben, mit der er gleich seinen finnischen Dolch an mir probieren würde, mit einer einzigen Bewegung eine große Melone, die vor ihm auf dem Tische lag.

Lieber Freund, das war nicht nur ein Kunststück, sondern auch eine ganz niederträchtige Pose, die uns seine Überlegenheit zeigen sollte. Denn wir saßen regelrecht in der Falle, zwei Mann gegen eine ganze Horde, und den Ausgang des Lokals versperrte das Gesindel.

Das Schweigen wurde unerträglich — bis zwei Schüsse es jäh unterbrachen. Der Ire neben mir hatte sie abgefeuert. Im gleichen Augenblick klirrte Glas, und die helle Stimme meines Freundes rief: „Padrone, die beiden Flaschen für alle Anwesenden!" . . . Es dauerte noch einen kleinen Augenblick; dann brach ein Beifallsgeschrei los, der schwarze Marco steckte seinen Dolch ein und kam mit einer höflichen Verbeugung auf uns zu, der Wirt erschien mit den beiden Chiantiflaschen, denen mein Freund die Hälse abgeschossen hatte, ich durfte bezahlen. Dann verließen wir die Spelunke, während Marcos Anhang respektvoll den Eingang freimachte . . .

Und nun überlegen Sie sich, was geschehen wäre, wenn der Ire sogleich auf jemanden von dem Gesindel geschossen hätte. Nein, da war die dekorative Art, in der mein Freund darauf aufmerksam machte, daß er ein meisterhafter Pistolenschütze sei, bei weitem vorzuziehen. Denn die ließ dem schwarzen Marco die Gelegenheit, begeistert zu sein. Alles Pose, wie? Aber wenn mein Freund die beiden Flaschenhälse nicht getroffen hätte, wäre die Pose sinnlos geworden. Sehen Sie, da ist die haarfeine Grenze, von der ich eingangs sprach."

Noch Platz im „Hotel zum Eisbären?"

Das seltsame Projekt eines spleenigen Yankees.

Von Kurt Bollert.

Vollkommen ist die Welt bekanntlich überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Der Tag scheint nicht mehr fern zu sein, da auch der letzte Zipfel jungfräulichen Bodens vom Menschenfuß betreten sein wird. Die Andrée-Funde im schweigenden Niemandsland des Polareises gaben Kunde von einem solchen fast unberührten Stückchen Erde, und diese Nachricht raubte manchen sensationslustigen Menschen der Neuen Welt ihr so gern zur Schau getragenes Phlegma. Und einigen auch wohl den Verstand. Wie anders soll man es sonst verstehen, wenn in Newyork so beiläufig erzählt wird, ein Selfmademan — Typus Schwerverdiener — beabsichtige demnächst „auf geeignetem Terrain" im Polareis ein „**Hotel zum Eisbären**" zu errichten. Mit allen Schikanen der Neuzeit, als da sind: erstklassiger Restaurationsbetrieb, gepflegte Küche — Speisen und Getränke natürlich auf Eis gekühlt — Bars- und Tanzdielen mit einer „nordischen Jazzkapelle", behaglich-elegante Wohn- und Schlafräume mit fließendem warmen und kalten Wasser, Badegelegenheit, auch medizinische Bäder — Arzt mit kleiner Privatklinik im Hause — Frisiersalons, Gymnastik- und Leseräume. Kurz, alles soll in diesem merkwürdigen „Etablissement" vorhanden sein, was heute „Menschen im Hotel" an Behaglichkeit und Komfort benötigen.

Ein etwas absonderlicher Plan, nicht wahr, sich solchen Fremdenpalast in die Eiswüste zu setzen? — Keineswegs, denn der künftige Bauherr rechnet mit einer Massenfrequenz von Gästen. Spaß beiseite, er rechnet damit. In den kulturübersättigten Salons der Fifth Avenue schwärmt man zurzeit für „arktische Reize". Eisbärfelle vor wuchtigen Diplomaten-Schreibtischen scheckzückender Dollarier sind große Mode. Das hat so seine besondere Bewandtnis. Ein bekannter Schiffsmagnat, der das System der Cook'schen Reisegesellschaften in exklusiverer Form anzuwenden gedenkt, will im Frühsommer nächsten Jahres drei „Jagd- und Vergnügungsexpeditionen" auf die **Polarwildjagd** ins arktische Niemandsland entsenden. Bei genügender Beteiligung und Einnahme soll von Newyork aus ein regulärer Sommerfrischenverkehr zum Eismeer eingerichtet werden als kombinierte Schiffs- und Flugverbindung. Was aber werden die Eisbären, Walrosse und Polarfüchse zu

dieser Masseninvasion schießlustiger Amerikaner sagen? Zu Lande, soweit von solchem die Rede sein kann, zu Wasser und gewiß auch aus der Luft herab wird man den Herren der eisigen Welt mit modernsten Schießprügeln zu Leibe gehen. Das bisher so schweigsame Niemandsland wird widerhallen von dem Geknall munterer Sonntagsjäger und dem Geschwätz sensationsgieriger Globetrotterkolonnen.

Muß, falls alle diese Vorbedingungen erfüllt worden sind, in dieser belebten Umwelt nicht das „Hotel zum Eisbären" glänzend gedeihen? Wie lange mag es dann dauern, bis im Polareis der letzte Eisbär im Feuer eines modernen Massentöters zusammenbricht und zwischen Nowaja Semlja und der Hudsonbai kein einziges Stück Polarwild mehr aufzutreiben sein wird? Ade, du herbe Schönheit unberührter Eisgefilde, wenn dort ein Kur- und Sommerfrischenbetrieb nach den Gesetzen oder amerikanischer Betriebsamkeit entsteht, Jazz- und Slowforgedudel aus den Räumen arktischer Luxushotels ertönt!

Vielleicht aber trotzt die Arktis allen solchen Erschließungsversuchen eines smarten, mit sensationellen Reizmitteln arbeitenden Geschäftsgeistes, dem alle Schönheit in der Welt nicht mehr bedeutet als eine Handelsware. Vielleicht treiben künftig ihre urgewaltigen Schneestürme, ihre klirrenden Frostangriffe die Scharen von Vergnügungssüchtigen, die selbst die monumentalste Landschaft nur als einen Nervenkitzel empfinden, dorthin zurück, wo sie gekommen, in die Langeweile eines überzivilisierten Daseins. Es wäre kein Unglück für den noch nicht seelenlos gewordenen Teil der gesitteten Menschheit.



* **Fische gehören nicht in die Milch.** „Ehrlich währt am längsten", sagte sich die biedere Frau Clementine Hammel, die in der Nähe von Caen einen Bauernhof besitzt. „Mit Ehrlichkeit dauert es am längsten, bis man es zu etwas bringt." Deshalb beschloß sie, vom bisher beschrittenen Pfade des Rechten abzuschweifen und ihre Milch etwas zu verlängern. Leider hatte die Brave damit kein großes Glück. Denn der erste Kunde, der mit der getauften Ware bedacht wurde, wunderte sich höchlichst, zwei muntere Fischlein darin herumschwimmen zu sehen. Er verriet sein Erstaunen der Gendarmerie, welche mit gewohntem Scharfsinn die ganze Sache durchschaute, die Fischlein wieder in ihrem Bach und die arme Bauersfrau im Gefängnis ablieferte.

* **Das „Dreimäderlhaus" ohne Korsett.** Ein friedlicheres und idyllischeres Milieu als das des „Dreimäderlhauses" kann wohl kaum eine Operette aufweisen. Und doch wäre es kürzlich gelegentlich einer Aufführung in Chicago beinahe zu einem regelrechten Kampf gekommen. Der Zuschauerraum des Great Northern Theaters war voll besetzt. Schon vor drei Viertelstunden hätte der Vorhang hoch gehen müssen, und das Publikum wußte sich die Verzögerung nicht zu erklären. Es ahnte nicht, daß hinter der Bühne helle Aufregung herrschte. Die „Drei Mäderln", amerikanische Operettensterne, revoltierten einfach. Mutete ihnen da die Regie zu, auf der Bühne Korsette zu tragen, s"wie sie zu Schuberts Zeiten in Wien Mode gewesen waren. „Machen wir nicht!" erklärten die jungen Damen energisch. „Wir wollen uns dadurch nicht Gesundheit und Figur verderben lassen." Auch die fürchterliche Drohung, sofort auf die Straße gesetzt zu werden, fruchtete nichts. Die Damen blieben standhaft. Die Mädel ohne Korsette auftreten lassen! Nein, das ging einfach nicht. Das verstieß gegen die Anweisungen des Spielleiters, der unglücklicherweise gerade in Newyork saß. Was blieb schließlich anderes übrig, als ein dringendes Gespräch dorthin anzumelden, während das Publikum schon reichlich ungeduldig zu werden begann? Glücklicherweise war die Verbindung bald hergestellt. „Ohne Korsette auftreten! Unmöglich!" hieß es von Newyork her. „Dann muß die Aufführung unterbleiben", lautete die betrübte Antwort. Das Ende vom Lied: Die korsettfeindlichen drei Mäderln siegten und machten ihr Sache ohne die Schnürbrust mindestens ebenso gut. Nur ganz stilecht waren sie nicht.

* **Wenn die Gattin den Kartoffelstampfer regiert.** In unserer heutigen Zeit der Frauenemanzipation ist es doppelt erfreulich, wenn ein weibliches Wesen mit sämtlichen Haushaltsgeräten umzugehen versteht. Letzteres kann mit ruhigem Gewissen von der braven Frau Kulle aus Newark behauptet werden. Kürzlich beehrte ein Einbrecher den Kulleschen Haushalt mit seinem nächtlichen Besuch. Kulle hörte den Eindringling, kroch aus dem Bett und fiel über den Einbrecher in dem Augenblick her, da dieser das Weite suchen wollte. Leider waren Herrn Kulles Kräfte nicht ebenso groß wie sein Mut, weshalb er sich nach einigem Katzbalgen gezwungen sah, seine Frau zu Hilfe zu rufen. Frau Kulle stürmte in die Küche, holte den wuchtigen Kartoffelstampfer, vergaß in der Eile die Kampfszene durch Anknipsen des Lichtes zu beleuchten und hieb mit dem Mordinstrument kräftig auf den nächstbesten Schädel ein. Der Schlag war wohlgezielt und wirkungsvoll, denn der Inhaber des betreffenden Kopfes fiel wortlos zu Boden. „Siehst du wohl!" wollte sich die tapfere Stampferschwingerin schon in die Brust werfen, als sie plötzlich zu ihrem großen Erstaunen bemerkte, wie ihr vermeintlicher Gatte durch das Fenster verschwand. Jetzt schaltete sie das Licht ein: Auf dem Boden lag Herr Kulle bewußtlos, und sein Schädel wies deutliche Spuren eines Stampferhiebes auf. Die Worte, mit denen Herr Kulle seiner Gattin seine Rückkehr ins Leben mitteilte, sollen nicht sehr salonfähig gewesen sein.

* **Der Pelztrick einer weiblichen Verbrecherbande.** Die südlichen Küstenstädte Englands werden von einer weiblichen Verbrecherbande heimgesucht, deren Pelztrick auch auf dem Festlande Schule machen könnte und deshalb die besondere Beachtung der Öffentlichkeit verdient. Die vermutlich in London ansässige Bande verfügt zweifellos über ein Mitglied mit besonders guter Kenntnis von Fellen und Pelzen. „Gearbeitet" wird in folgender Weise: Vier bis fünf hervorragend gut angezogene „Damen" kommen mit einem hochwertigen Auto angefahren, hüpfen in fröhlicher Laune heraus und stürmen sozusagen das Geschäft mit dem Begehren, erlesene Pelze vorgelegt zu bekommen. Fünf feine Damen, die einen hochwertigen Pelz haben wollen, können für einen Geschäftsinhaber glatt zehntausend Mark wert sein. Kein Wunder, daß sich solch ein Mann dann sofort fieberhaft bemüht und daß auch seine Angestellten in einen erheblichen Erregungszustand geraten. Damit rechnen die Gaunerinnen. Obendrein kommen sie meist in eine Frühstückspause hinein, in der möglichst wenig Angestellte in den Geschäften anzutreffen sind. Nun fällt es der Pelzsachverständigen nicht schwer, sich etwas ganz Großartiges auszusuchen; denn im Nu liegen ja mindestens zwanzig, wenn nicht mehr Pelze zur Auswahl da, werden auch anprobiert, so daß ein tüchtiges Durcheinander entsteht. Dabei ist es sehr leicht möglich, daß die sachverständige Verbrecherin mindestens einen kostbaren Pelz und obendrein noch einige Kragen und Felle und Stolas in das Auto schafft oder schaffen läßt. Alles übrige vollzieht sich in feinsten Formen. Es wird sogar etwas gekauft. Natürlich erwerben die Gaunerinnen nur Kleinigkeiten wie etwa pelzgefütterte Handschuhe. Plötzlich stiebt der ganze Schwarm wieder nach dem Auto. Wenn dann der Geschäftsinhaber sein durcheinandergewühltes Lager wieder einordnet, dann entdeckt er zu spät, daß er entzückenden Gaunerinnen auf den Leim gekrochen ist.

Lustige Rundschau

* **Wedekind-Anekdote.** Wedekind schrieb einem Freunde: „Du hast doch den kräftigen, gesunden Heldenspieler X. gekannt? Stelle dir vor: gestern mittag essen wir noch zusammen im Restaurant; er war ganz wohl, heiter, seiner Sinne vollkommen mächtig, aß mit Appetit, scherzte und lachte. Zwei Stunden darauf — hat er geheiratet."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.